



Der Club-Nomade

Foto: Oliver Selzer

Herr Romanov, wie würden Sie sich selbst bezeichnen: Unternehmer, Eventmanager, Clubmacher ...?

Am liebsten als Klubmacher – mit K! Den Begriff Event mag ich nicht.

Frankfurt wird von außen meist mit Banken assoziiert, mit dem Flughafen und auch mit seinen Museen. Aber hat Frankfurt auch ein subkulturelles Gesicht?

Ja, hat es, aber dafür muss man schon etwas in die Tiefe gehen, sich durchfragen, Magazine und Portale lesen, wobei mancher Club und Szeneort vielleicht auch gar nicht genannt und entdeckt werden möchte.

Sie kommen ursprünglich aus dem (cooleren) Berlin – was hat Sie nach Frankfurt gezogen in den 80er Jahren, wie war Frankfurt damals?

Ich bin ziemlich genau seit 30 Jahren in der Stadt. Es gab damals eigentlich keinen besonderen Grund für den Umzug. Ich war als in Berlin-Wedding Aufgewachsener auch nie so auf meine Heimatstadt fixiert, fand die Stadt auch nicht als cool, das ist wohl eher die Zuschreibung von Zugezogenen. Ich habe damals in Frankfurt zwar niemanden gekannt, fand aber die damals bereits vorhandenen Hochhäuser sehr spannend.

Frankfurt rühmt sich ja, die ersten Techno-Diskotheken der Republik gehabt zu haben, bald wird es auch ein Techno-Museum geben: Ist das vielleicht der Soundtrack einer technokratischen Stadt, im Unterschied zum punkig-krachigen Hamburg und Berlin?

Ja, klar, schon der Begriff „Techno“ ist ja von einem Frankfurter kreiert worden – DJ Talla 2XLC (Andreas Tomalla), der damals einen Club mit Electro Body Music EBM betrieben hat, nannte diesen „Techno Club“. Der Ursprung der elektronischen Musik in Deutschland liegt allerdings in Düsseldorf. Als es dann aber mit „Bumm-Bumm“ richtig losging, war Frankfurt sicherlich der Mittelpunkt in Deutschland.

Wo lagen Ihre Anfänge, wie war Ihr Einstieg in Frankfurt?

Ich bin ja von Beruf Masseur und habe anfangs auch in dem Bereich gearbeitet. Mitte der 80er Jahre war nicht viel los in Frankfurt, die Clubs konnte man an einer Hand abzählen.

Er gilt als Urgestein unter Frankfurts Party-machern: Hans Romanov, übrigens ein Alumnus der Goethe-Uni, hat schon viele Clubs und Veranstaltungen in Frankfurt gemacht: Dazu zählen der Ostklub, das Rotary in Offenbach, aber auch der Yachtclub am Main. Der gebürtige Berliner arbeitet nebenbei als Ruderlehrer. Am 25. Januar 2016 ist er zu Gast bei der Frankfurter Bürgeruni.

Dazu zählten das Cooky's, der Sinkkasten, die Batschkapp, natürlich auch das Dorian Gray im Frankfurter Flughafen. Daher reifte in mir eine Idee: etwas für ‚in der Woche‘ zu machen. Ich habe damals in 1986 eine befreundete Rockband namens Steven Café als Manager betreut. Mit denen machte ich dann mal ein Konzert auf einem Schiff der Weißen Flotte, mit Rahmenprogramm, u.a. mit Orientalischem Bauchtanz. Das war dann quasi die Geburtsstunde meiner Tätigkeit als Klubmacher.

Wie würden Sie die Subkultur in dieser Zeit beschreiben?

Das kulturelle Angebot in der Szene war Ende der 80er Jahre noch überschaubar: Annette Gloser betrieb die Galerien „Muttertag“ und „Fruchtig“; die Filmemacherin Anja Czoska hat die Stadt unsicher gemacht, Künstler wie Michael Riedel gründeten die „Freitagsküche“. Frankfurt war für Außenstehende keine attraktive Stadt. Denn obwohl man sich weltweit offen gab, musste eine Batschkapp am Samstag zur besten Feierzeit schon um 1 Uhr schließen! Nur wenige Clubs damals verfügten über eine Nachtkonzession.

Wann setzte eine Änderung ein?

1990 dann wollten einige Leute mit den sogenannten „Nachtanz-Demos“ etwas gegen die Tristesse tun: Nachts um 12 lief man im Pulk mit Musikinstrumenten und begleitet vom Straßentheater Antagon und Transparenten durchs Bahnhofsviertel. Die Polizei traute ihren Augen nicht, als sie unseren Zug in der Moselstraße zum ersten Mal sah. Auf den Transparenten stand: „Wir wollen Bier auch bis vier!“ Mit den Demos

ging dann allmählich eine Öffnung des Nachtlebens an. Eine Folgeveranstaltung war die „Nacht der Clubs“. Die Vielfalt, über die Frankfurt heute im Kunstbetrieb und im Nachtleben verfügt, die Zahl der vielen jungen Leute, die Bars und Galerien betreiben, ist schon beeindruckend.

Sie gelten als jemand, der keinen festen Club hat, sondern eher frei flottierend seine Veranstaltungen an verschiedenen Orten macht.

Ich habe auch feste Läden betrieben, wie z.B. den Ostklub. Die anderen Clubs, die eher temporär liefen, waren oft ‚illegal‘, in Gegenden, die heute gar nicht mehr existent sind, wie z.B. im Westhafen, der seitdem komplett neu bebaut worden ist. Die Lagerhallen, in denen damals Teppichhandel betrieben wurde, sind verschwunden. Dort mietete ich eine Halle an. Der Club lief meist in Verbindung mit Ausstellungen, z.B. mit Künstlern wie Nikolaus List oder Stanley Xaver Stone, die heute schon etwas bekannter sind. Es gab in den 90er Jahren auch jede Menge Orte, die nicht bespielt wurden, leer standen oder gerade erst im Entstehen waren. Das war gewissermaßen eine Gründerzeit des Frankfurter Undergrounds.

Die Entwicklung der Szenekultur lief also in gewisser Weise parallel zu Frankfurts Aufstieg als Finanzmetropole ab.

Ich denke, dass das eine das andere bedingt hat. Es wurde auf einmal über Frankfurt in überregionalen Zeitungen und Magazinen geschrieben, z.B. über die Partys in den Hochhaus-Baustellen. Die „Hybriden“, ein Veranstalter-Kollektiv, machten damals im gerade im Bau befindlichen Meseturm eine Party im 35. Stock! Auch im Rohbau des MMK schmissen die Hybriden mit Kunst-Studenten eine Party. Man dachte plötzlich bei Frankfurt nicht mehr nur an Tristesse und Kriminalität. Es hat allerdings in der Geschichte der Stadt immer schon solche Neuanfänge gegeben: In den 50ern war es die Musik, vor allem der Jazz in den amerikanisch geprägten Clubs, in den späten 60ern war es der politische Protest.

War denn der neue Aufbruch Ende der 80er Jahre auch politisch motiviert?

Ich sehe meine Veranstaltungen nicht als politisch an. Was sollte auch die Message sein? Es ging und geht aber schon um

Ein Wanderer zwischen den Welten

Chemie-Nobelpreisträger Roald Hoffmann kam zur Aufführung seines dritten Theaterstückes nach Frankfurt

Die Welt, in der wir leben, beschäftigt ihn als Naturwissenschaftler und als Künstler. In beiden Rollen war Prof. Roald Hoffmann von der Cornell University in Ithaca/New York Ende September zu Gast in Frankfurt. Auf Einladung von Prof. Harald Schwalbe sprach der Chemienobelpreisträger des Jahres 1981 auf dem Campus Riedberg über die Natur chemischer Bindungen – ein Vortrag, in dem er die komplexe und schillernde Schönheit eines Konzeptes erläuterte, das auf den ersten Blick leicht verständlich erscheint. Im Internationalen Theater an der Hanauer Landstraße wurde zwei Tage später sein Schauspiel „Was Euch gehört“ aufgeführt – ein Stück, in dem Hoffmann, der den Holocaust im Gegensatz zum Großteil seiner Familie überlebte, die Schrecken seiner Kindheit verarbeitet hat.

Während seine beiden ersten Dramen „Oxygen“ (2001, zusammen mit Carl Djerassi) und „Should've“ (2007) in der Welt der Wissenschaft spielen und deren Dilemmata thematisieren, hat Hoffmann sich mit „Something that belongs to you“ an die schmerzhafteste Reflexion seiner Lebensgeschichte gewagt. Den Impuls dazu erhielt er 2006, als seine Mutter kurz vor ihrem 95. Geburtstag starb und er wenige Monate später erstmals nach 57 Jahren wieder in seine ukrainische (früher: polnische) Heimatstadt in der Nähe von Lemberg zurückkehrte, wo er einst als „eines von vielleicht fünf jüdischen Kindern“ dem Völkermord entgangen war. Ein ukrainischer Lehrer hatte seine Mutter und ihn

anderthalb Jahre lang auf dem Dachboden der Schule versteckt gehalten.

Die Geschichte einer Traumatisierung

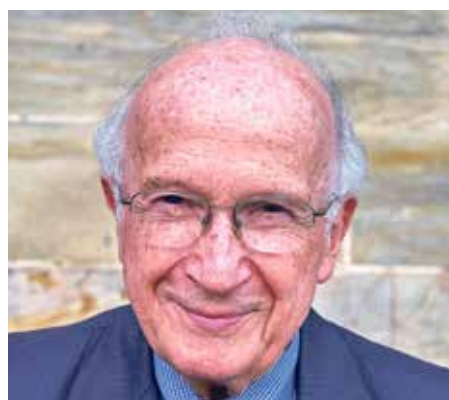
Das ist der Ausgangspunkt des Dramas, das Jan Burdinski in der Übersetzung von Hartmut Frank inszenierte. Die Bühne ist zweigeteilt: Links das Matratzenlager in der Dachkammer 1943, rechts ein Wohnzimmer in Philadelphia 1992. Ein Esstisch mit fünf Stühlen. Der Lehnstuhl der Großmutter. Sie ist inzwischen 81 Jahre alt und will an das, was sie als 32-Jährige erlebt hat, nicht mehr erinnert werden, schon gar nicht von ihren Enkelkindern, die wissen wollen, was damals war. Dann aber werden sie und ihr Sohn doch plötzlich mit ihrer Vergangenheit konfrontiert. Indem er die Handlung in schnellem, harten Wechsel zwischen den beiden Schauplätzen hin- und herspringen lässt, vergegenwärtigt Hoffmann die Geschichte einer Traumatisierung.

Anders als Carl Djerassi, den er vermisste, habe er keine Autobiographie geschrieben, sagt Hoffmann. Aber er habe vor 30 Jahren angefangen, Gedichte zu schreiben. Einige davon, die in seiner Kindheit wurzeln, hat er in das Theaterstück aufgenommen, dessen vollständiger Text auf seiner Website steht. „Die Intensität, mit der ein Gedicht in konzentrierten Worten die Wirklichkeit einfängt und der Wahrheit auf die Spur kommt, gleicht derjenigen einer mathematischen Formel.“ Wenn er Gedichte schreibe, dann nähere er sich der Wahrheit auf ähnliche Weise wie während seiner preisgekrönten Forschung zu den symmetrischen Regeln

chemischer Reaktionen, nur eben aus einer anderen Richtung. Die Kunst wie auch die Wissenschaft verlangten harte Arbeit und handwerkliche Meisterschaft. Beide könnten jedoch nur Teilaspekte der Wahrheit erfassen.

Die Überheblichkeit der Naturwissenschaften

In einem burlesken Vorspiel seines Stückes zeigt Hoffmann im Einklang mit dem Talmud, wie Gott die personifizierte Wahrheit hinab auf die Erde schmettert, wo sie in tausend Stücke zerspringt. „Wenn wir eine Scherbe davon gefunden haben, dann neigen wir Menschen dazu, sie für das Ganze zu nehmen“, sagt Hoffmann. „Aber das ist



nährisch, denn wir sind auf viele andere angewiesen, um sie Stück für Stück zusammenzusetzen.“ Auch die Naturwissenschaftler fänden jeweils nur winzige Stücke der Wahrheit und übersähen dabei, was außerhalb ihres reduktionistischen Blickes

liege. So blendeten sie aus, wie man mit Glück, Schmerz und der eigenen Endlichkeit umgehen solle. Aber das seien die existentiell interessantesten Fragen. Zu Unrecht seien die Naturwissenschaften, die auf Eindeutigkeit fixiert seien, ungeduldig mit den Geisteswissenschaften. Sei es doch gerade deren Stärke, dass sie Probleme behandeln, für die es keine eindeutige Lösung gebe. „Wenn Außerirdische mit uns in Kontakt kämen“, sagt Roald Hoffmann und bezieht sich dabei auf den Evolutionsbiologen Edward Wilson, „dann würden sie sich nicht primär für unsere Wissenschaft interessieren, denn ihre wäre ohnehin besser, sondern für unsere Kunst, in der wir die Vielfalt unserer Lebenserfahrung ausdrücken.“

Hoffmann bleibt als Wissenschaftler wie als Künstler aktiv. Bald wird er sich wieder zum Schreiben auf die kalifornische Ranch seines verstorbenen Freundes Carl Djerassi zurückziehen. Vielleicht inspirieren ihn dort die Klänge vom Nachbargrundstück, wo Neil Young wohnt. Schreibend wird sich Hoffmann weiter erinnern. Denn vergessen kann nur, wer sich zuvor erinnert hat, wie sein drittes Theaterstück eindrucksvoll zeigt. Es ist ein Stück, das unter die Haut geht. Zum Schluss, als der Beifall nicht enden will, steht sein unscheinbar freundlicher Autor am Rand von Reihe drei und nickt seinem Publikum zu, als staune er darüber, dass er tatsächlich am Leben ist und nicht ermordet wurde von den Vorfahren derer, die ihm gerade bewegt applaudieren.

Joachim Pietzsch

Fortsetzung von Seite 18, »Der Club-Nomade«

»ZU ETABLIERT, UM COOL ZU SEIN? FRANKFURT UND SEINE SUBKULTUR.«

Podiumsgäste: Hans Romanov, Klubmacher; Klaus Walter, Radiomoderator, DJ und Journalist; Carolina Romahn, Leiterin des Kulturamtes Frankfurt.

Moderation: Christoph Scheffer, hr-iNFO.

25. Januar, 19:30 Uhr, Haus am Dom, Frankfurt am Main.

Diskussionsabend im Rahmen der Frankfurter Bürger-Uni-Reihe „Wie lebt Frankfurt?“

Die weiteren Termine:

14.12.2015, „Wird Frankfurt seinem Integrationsanspruch gerecht? Miteinander oder nebeneinander“

1.2.2016, „Wofür engagiert sich Frankfurt? Private versus öffentliche Verantwortung“

Mehr Infos unter

➤ www.buerger.uni-frankfurt.de/58477287/BuergerUni_Broschuere_WS15-16.pdf



die Etablierung einer neuen, anderen Kultur in Frankfurt. Damit will ich aber nicht sagen, dass meine Klubs prinzipiell die besseren sind. Es gibt eben auch andere Orte zum Ausgehen, die eher das allgemeine Publikum ansprechen, die genauso ihre Berechtigung haben.

Frankfurt ist eine Stadt, die sich fortlaufend wandelt, damit droht aber immer auch das Alte und Vertraute zu verschwinden – ein Nachteil für die Subkultur, die ja gerne das Alte recycelt?

In Frankfurt wird (manchmal zu viel) viel und häufig abgerissen. Andererseits entsteht auch pausenlos etwas Neues, das ist das Schöne. Merkwürdigerweise gefällt es den Menschen dann irgendwie auch. Beim Neuen wünschte man sich vielleicht, dass es etwas schneller Patina ansetze.

Ihre eigenen Läden habe Sie teilweise relativ schnell wieder aufgegeben – gehört das Flüchtige zur Szene dazu, auch im Unterschied zur etablierten Konsumkultur?

Geschäftsleute wissen, dass es ökonomisch eigentlich keinen Sinn macht, einen Laden für einen vergleichsweise kurzen Zeitraum zu betreiben. Aber ich mag dieses ‚Nomadenhafte‘: Dinge wieder zu beenden und abzuschließen. Die Filmemacherin Anja Czoska hat mal versucht zu ergründen, wie viele Clubs ich bereits betrieben habe: Sie kam ungefähr auf die unglaubliche Zahl 26! Filmen konnte sie diese letztendlich nicht, weil es die Locations größtenteils gar nicht mehr

gibt. Freunde und Gäste sprechen mich oft auf vergangene Klubs von mir an. Dann sage ich in der Regel: Es wird bald was Neues geben, und wenn es nur einmal in der Woche stattfindet (als Klub-im-Klub).

Wie finden Sie denn geeignete Orte für Ihre Clubs?

Ich setze mich einfach aufs Rad und besuche dann „Unorte“ – denn die gibt es der Gentrifizierung zum Trotz immer noch, selbst im Stadtzentrum! Beispielsweise an der Ostzeil, wo einst das Lola Montez war. Letzte Nacht war ich noch am Osthafen unterwegs. Man muss dann nur den Vermieter ausfindig machen. Bei mir ist es nie so, dass ich zuerst eine Idee habe und dann dafür ein Gebäude suche. Es ist genau umgekehrt: Erst sehe ich ein Objekt und dann entstehen Überlegungen, was man da machen kann.

Einer Ihrer letzten Läden war das „Neglected Grassland“ ...

... das in einer versteckten 60er-Passage in der Innenstadt liegt, sehr verschoben. Zuerst dachte jeder: Wie furchtbar! Aber die Gäste darauf zu bringen, was das Besondere an einem Ort wie diesem ist, macht mir großen Spaß.

Sie erwecken vergessene und unterschätzte Orte wieder zum Leben und arbeiten gegen die Uniformität des Mainstreams an: Ärgert Sie nicht manchmal der Ausverkauf der Szene?

Nein, das ärgert mich überhaupt nicht, ich sehe das eher als eine Bestätigung. Ich be-

trachte mich aber auch nicht als Erfinder, da gibt's Vorbilder in New York. Ich finde es gut, dass Leute wie Ata Macias (wie auch andere), der auch den Club Robert Johnson in Offenbach betreibt, im Bahnhofsviertel neue Konzepte für Clubs entwickeln, oft auch an Orten, an denen ich auch schon tätig gewesen bin.

Was würden Sie sich als Partymacher wünschen, wo könnte und sollte die Stadt Subkultur unterstützen?

Die Stadt hat, bedingt durch ihre Wirtschaftsfixierung, in der Vergangenheit bei vielen jungen Menschen mit Ideen das Potenzial nicht gesehen – die sind dann schließlich nach Berlin oder Hamburg abgewandert. Meine Projekte wären wohl nie zustande gekommen, wenn ich auf Förderung hätte gesetzt bzw. warten müssen. Die Mühlen der Verwaltung mahlen einfach zu langsam. Ich habe aber auch nie auf eine Unterstützung seitens der Stadt geschickt, Förderung von Subkultur wäre in gewisser Weise auch ein Widerspruch in sich selbst. Wobei die Stadt mich nach 27 Dienstjahren ruhig auch mal in Form eines Preises würdigen könnte (lacht).

Was sind Ihre nächsten Pläne, wollen Sie uns das schon verraten?

Ich habe einen Blick auf Objekte, die quasi auf mich zukommen – sobald ich eines sehe und ausgehandelt wird, kann es wieder losgehen.

Die Fragen stellte Dirk Frank.